

Eine Woche Residency im Bode-Museum

Ein kritischer Blick auf eine weiße Institution aus einer Women of Color-Perspektive

von Dr. Azadeh Sharifi

Don't get over it, if you are not over it!
Sara Ahmed

I. How to prepare for a white Institution

Anfang 2018 bin ich von einer Mitarbeiterin des lab.Bode angefragt worden, ob ich mir vorstellen könne, Zeit im Bode-Museum in Form einer Mini-Residency zu verbringen. Auf meine Nachfrage wurde mir gesagt, dass meine Perspektive als Theater- und Kulturwissenschaftlerin gefragt sei. *lab.Bode – Initiative zur Stärkung der Vermittlungsarbeit in Museen* sei daran interessiert, dass kritische Perspektiven von außen und aus anderen Disziplinen auf das Museum und auf die Vermittlungsarbeit geworfen werden. Das Angebot war, eine Woche im Bode-Museum zu verbringen und anschließend lab.Bode einen Input zur Verfügung zu stellen. Form und Inhalt sollten mir selbst überlassen sein.

Bei solchen Anfragen bin ich immer skeptisch und frage mich, was die genauen Anforderungen an mich sind. Die bisherigen Erfahrungen mit weißen Institutionen¹ haben mir gezeigt, dass weniger Interesse an meiner Fachexpertise besteht als an meiner „Perspektive“. Was diese *Perspektive* bedeuten soll, ist schnell erklärt, denn ich bin eine der wenigen Frauen of Color im kulturwissenschaftlichen (und theaterwissenschaftlichen) akademischen Feld und oft in der Funktion der

¹ Weiß in Bezug auf Deutschland und deutsche Institutionen verstehe ich hier folgendermaßen: Weiß-Sein als „ein[en] Ort, – ein[en] ‚Standpunkt‘, von dem aus weiße Leute sich selbst, andere und die Gesellschaft betrachten und bestimmen“, als „ein[en] Ort, der selbst unsichtbar, unbenannt, unmarkiert ist, und dennoch Normen setzt“ und schließlich „ein[en] Ort struktureller Vorteile und Privilegien“. (Wachendorfer 2006, S. 57)

„sprechenden“² Stellvertreterin, oder als *token*, eingeladen.

Nach einiger Recherche und Bedenkzeit habe ich mich trotzdem entschieden, die Residency anzutreten. Meine Beweggründe waren vielfältig, persönlich und professionell, aber auch aktivistisch. Letztlich hat die aktivistische Dimension sich durchgesetzt, denn für mich war es wichtig, dass ich in den Diskurs aktiv eingreife und diesen aus meiner *Perspektive*, die von meiner Mehrfachmarginalisierung geprägt ist, möglichst intersektional³ mitgestalte, aber eben zu meinen Bedingungen. Obwohl mir natürlich von vornherein klar war, dass ich genau für diese Kritik eingeladen worden bin.

Es gilt für mich immer abzuwägen, welche Position mir als rassifizierte Frau im Machtgefüge zugesprochen wird und welche ich selbst einnehmen kann und möchte. Und es gilt abzuwägen, welche Form von Gewalt ich möglicherweise erleben könnte und ob es mir trotzdem möglich sein wird, mehr oder weniger unverseht aus dieser Situation herauszukommen. Die Gewalt ist meist eine psychische, die von mehrheitlich versteckten rassistischen und sexistischen Strukturen in Räumen, bei Konversationen und Begegnungen ausgeübt wird.

II. Residency im Bode-Museum

Ich habe im September 2018 eine Woche in den Räumen des Bode-Museums verbracht. Diese Zeit im Bode-Museum verlief tatsächlich ähnlich wie meine vorherigen Erfahrungen mit weißen Institutionen. Das Bode-Museum ist ein weißer Raum, das ist nicht nur anhand der Ausstellung, des Veranstaltungsprogramms, der Mitarbeiter*innen und der Besucher*innen sichtbar, sondern auch im Umgang mit People of Color. Das möchte ich im Folgenden anhand meiner Erfahrungen beschreiben.

² Hier im Sinne von Gayatri Spivak zu verstehen, in der ich als rassifizierte Frau zu denjenigen in diesem Arbeitsfeld gehöre, die zu Vorträgen, Panels, Workshops etc. von mehrheitlich weißen Institutionen eingeladen werden.

³ Intersektionalität verstehe ich mit Kimberlé Crenshaw als das Zusammenwirken von verschiedenen Formen von institutioneller Unterdrückung und Benachteiligung, die miteinander verschränkt sind und eine Wechselwirkung aufeinander ausüben. (Crenshaw 1989)

Räumlichkeiten. Ich habe die Woche in einem der Ausstellungsräume, die lab.Bode für Veranstaltungen und Workshops zur Verfügung stehen, verbracht. Der Raum, angesiedelt zwischen Museumshop und dem Eingang zur Ausstellung, hat eine Durchgangslage. Besucher*innen des Bode-Museums müssen diesen Raum durchqueren, um in die Ausstellung zu gelangen. Diese Positionierung der Residency war von lab.Bode angedacht, um mir und den Besucher*innen die Möglichkeit zu geben, ins Gespräch und in einen Austausch zu kommen. Mit Schildern und einem Aufsteller wurde auf die Residency hingewiesen und eingeladen, sich zu mir zu setzen und mit mir zu sprechen. Gespräche mit den vorbeilaufenden Besucher*innen kamen in der Woche nicht zustande. Die Gründe kann ich nicht benennen, sondern nur mutmaßen. Einige Male wurde ich nach Informationen befragt, die normalerweise dem Aufsichtspersonal gestellt werden, wie beispielsweise nach dem Weg zu den Toiletten oder wo welche Exponate zu finden seien. Einmal wurde ich von einem älteren Herrn süffisant angesprochen, warum ich eine Residency mache. Seine Frage war nicht aus realem Interesse, sondern im Vorbeilaufen formuliert, so dass ich kaum Zeit hatte, ihm tatsächlich eine angemessene Antwort zu geben.

Als Teil der Residency bin ich am Anfang und am Ende der Woche von einer Pressemitarbeiterin interviewt worden. Das Interview habe ich am Anfang der Woche noch im Raum der Residency geführt. Das Interview am Ende der Woche habe ich dann vor das Museum verlegt, weil ich das als den angemesseneren Ort empfand. Auf die Frage hin, warum ich das Interview außerhalb des Bode-Museums führen möchte, habe ich ehrlich geantwortet, dass ich in der Woche meiner Residency nicht das Gefühl bekommen habe, einen Platz in diesen Räumlichkeiten zu haben.

Begegnungen mit lab.Bode. Die Mitarbeiter*innen waren alle sehr nett und meine Begegnungen mit ihnen sehr angenehm. Gleichzeitig bestand die gesamte Abteilung aus weißen Frauen, die zwar alle mit den theoretischen Diskursen rund um (Post)Kolonialismus, Anti-Rassismus, Diskriminierung und Marginalisierungen und Empowerment vertraut waren, aber nicht aus eigenen Erfahrungen und aus ihrer Alltagspraxis daraus schöpfen können. Um dieser auch selbst empfundenen Diskrepanz entgegen zu wirken, wurde der weißen Innenperspektive durch Critical Friends eine Außenperspektive entgegengesetzt. In diesem Pool der Critical Friends waren dann People of Color vertreten. Die Expertise wurde also wieder einmal und nur von außen

hineingetragen.

*Begegnungen mit Mitarbeiter*innen und Leitung.* Auch die Begegnungen mit anderen Mitarbeiter*innen des Bode-Museums waren durchgehend nett und angenehm, auch wenn auch hier in Bezug auf class und race nur eine bestimmte privilegierte Personengruppe tätig ist. Auch die Gespräche bewegten sich in diesem Rahmen. Hier kann ich klar erkennen, wie ich als geschulte Akademikerin (of Color) und token mich in diesen Räumen bewegen kann, aber eine Rassifizierung und Migrantisierung trotzdem passiert. Gespräche drifteten zu meiner „Herkunft“ ab, phänotypischen Zuschreibungen und exotisierenden Fantasien, mit denen ich tagtäglich auch in akademischen und künstlerischen Kreisen konfrontiert bin.

Aufsichtspersonal. Die einzige Gruppe, die das „Straßenbild“ und die Realität Berlins (und Deutschlands) repräsentierte, war das Aufsichtspersonal des Bode-Museums. Die Diskrepanz zwischen den Menschen, die als Aufsicht im Museum arbeiten und den Mitarbeiter*innen im künstlerischen Bereich ist eklatant. Das Aufsichtspersonal bestand aus Menschen diverser Herkünfte, Klassen und Altersgruppen. Ein persönlicher Kontakt kam während meiner Residency nicht zustande, da die Arbeitsweise des Aufsichtspersonals eine Aufteilung hatte, die diesen verunmöglichte. Gleichzeitig hat meine Anwesenheit eine Mischung von Argwohn und Interesse geweckt, die sich in den Blicken gezeigt hat. Ich habe das für mich als eine für das Aufsichtspersonal ungewohnte Situation gedeutet, in der ich mich als junge Frau of Color frei in einem Raum bewege, der sonst einer klaren klassistischen und rassistischen Aufteilung folgt.

Schulklasse. Eine der positivsten Erfahrungen in der Woche war die Begegnung mit Kids of Color bzw. die Begleitung eines Workshops mit einer Berliner Schulklasse. Die Schulklasse repräsentierte die Berliner Realität mit einer Diversität von Kindern und einer weißen (und sehr netten) Lehrerin. Im Verlauf des Workshops wurde ich dann von einem der Mädchen auf meine Herkunft angesprochen. Zunächst irritiert, dass es das Erste ist, was dieses Kind von mir wissen möchte, stellte sich dann aber heraus, dass sie selbst eine iranische Mutter hatte und mit mir ihre Farsi-Kenntnisse üben wollte. Das Mädchen suchte im Verlauf des Workshops immer wieder eine Nähe zu mir. Ich kenne das auch gerade aus weißen institutionellen Räumen, in denen People of Color kaum

vorhanden sind und in denen dann bestenfalls eine Identifikation und Solidarisierung zwischen den Wenigen stattfindet. Dieser Moment hat mich weiter daran festhalten lassen: *Representation matters!*

Afrika-Ausstellung. Schließlich fand in der Zeit meiner Residency die Ausstellung „Unvergleichbar – Kunst aus Afrika im Bode Museum“ statt. Wenn auch der Versuch einer Auseinandersetzung mit (post)kolonialen Fragen unternommen wird, konnte ich mich dem Gefühl der Deplatzierung nicht verwehren. Mit Deplatzierung meine ich nicht unbedingt, dass die „herausragenden Kunstwerke“ aus dem Ethnologischen Museum ins Bode-Museum verlagert wurden. Ich meine damit, dass sie aus ihrem Kontext deplatziert wurden. Ich habe mich gefragt, wie weit sich das Museum mit der Verstrickung in Kolonialverbrechen, der wahren De-Platzierung dieser Gegenstände, auseinandersetzt? Welche Formen von Reparation und Entschädigung angedacht waren, wenn überhaupt? Und wer von dieser Ausstellung profitiert? Und wie kam es überhaupt zur künstlerischen Rahmensetzung? Warum muss betont werden, dass die Kunst „herausragend“ sei? Im Vergleich zu was ist die ausgestellte Kunst herausragend? Ich kann nur mutmaßen, welche kolonialen Denkmuster sich verstecken bzw. „verhindert“ werden sollen. Und was für ein Bild von „Afrika“ besteht hier? Wird Afrika als Kontinent gesehen oder folgt die Ausstellung weiterhin der „Single Story“ der europäischen Narrative über Afrika? Welche Kunstformen werden „Afrika“ zugesprochen? Ich habe hier einen gutgemeinten Versuch gesehen, der Wert darauf legt, die Bedeutung von „afrikanischer“ Kunst auszustellen. Aber er bleibt im Kern der eurozentristischen Perspektive und damit einer Fortführung des hegemonialen Machtgefüges verhaftet.

III. Erfahrungen und Reflexionen – verschleierte Politiken und Agenden

Nach der Residency im Bode-Museum wurde ich von den Mitarbeiter*innen des lab.Bode zu einem Nachgespräch eingeladen. Anschließend sollte ich einen Input mit meinen Erfahrungen im Bode-Museum erstellen.

Ich habe meine hier dargestellten Erfahrungen mit den Mitarbeiter*innen des lab.Bode

geteilt, ich habe über die Differenz-Erfahrungen als Frau of Color in weißen Institutionen gesprochen und diese mit meinen Beobachtungen gestützt. Das Gespräch verlief meiner Ansicht nach produktiv und ich konnte mit meiner Außenperspektive die „unsichtbaren“ Strukturen sichtbar machen. Daher habe ich als Input vorgeschlagen, das Gespräch in gleicher Konstellation auf Video festzuhalten und dieses dann in den Räumen des lab.Bode, die an die Ausstellungsräume angeschlossen sind, als eine Art Loop auszustellen. Damit wären meine Beobachtungen nicht nur für die Mitarbeiter*innen des lab.Bode zugänglich gewesen, sondern auch für ein breites Publikum (inklusive dem Aufsichtspersonal, das sich möglicherweise mit meinen Erfahrungen identifizieren könnte).

Der*die Mitarbeiter*innen von lab.Bode baten um Bedenkzeit, um meinen Vorschlag intern zu besprechen. Diese Bedenkzeit zog sich dann viele Wochen hin und als ich um ein Gespräch diesbezüglich gebeten wurde, war ich erstaunt, dass sich die Mitarbeiter*innen nun entschieden hatten, dass ich das Gespräch über meine Beobachtungen nun mit „höheren Instanzen“ aus dem Bode-Museum und der Steuerungsgruppe führen sollte, u.a. mit dem Leiter der Skulpturensammlung und des Museums für Byzantinische Kunst, Julien Chapuis, und der Leiterin der Kulturstiftung des Bundes, Hortensia Völckers. Die strukturelle Kritik und meine Beobachtungen über das Bode-Museum, so die Argumentation, sollte von den „Richtigen“ gehört werden. Außerdem wäre es für die Mitarbeiter*innen aufgrund von internen Struktur- und Machtverhältnissen schwierig, das Bode-Museum zu repräsentieren. Ich habe diesen Vorschlag verwundert abgelehnt und darauf insistiert, dass es mein Input sei und ich diesen in der von mir angedachten Konstellation umsetzen möchte. Ich habe begründet, dass ich erstens nicht als Museumsexpertin eingeladen worden bin und ich mich zweitens auf die Autonomie meines Inputs berufe. Der*die Mitarbeiter*in von lab.Bode hat noch mal um Bedenkzeit gebeten.

Das zweite Telefonat einige Wochen später verlief ähnlich. Es wurden wieder Kurator*innen und Mitarbeiter*innen aus dem Bode-Museum genannt, die anstelle der lab.Bode Mitarbeiter*innen beim Gespräch anwesend sein sollten und einen höheren Rang und mehr Verantwortung tragen würden. Erst dann wurde mir bewusst, dass es

hier keineswegs um mich und meinen Input gehen sollte, sondern eine Politik weißer Institutionen verfolgt wurde, die mich als Women of Color und token zu einem Instrumentarium der verfolgten Agenda machte.

Die Agenda, die meiner Ansicht nach verfolgt wird, lässt sich zwar mit Diversität zusammenfassen, ist aber eben als Diversität aus der Sicht von weißen Menschen in einer weißen Institution gedacht. Es ging eben nicht darum, dass ich als Individuum mit meiner Expertise und der mir zugesicherten Autonomie einen Beitrag in dem eingeladenen Kontext erbringe. Ich wurde zum token für die Idee, Diversität in einer Institution zu vermitteln, in der diese nie vorhanden war und welche auf Biegen und Brechen durch unter anderem der Care Arbeit einer Frau of Color implementiert werden soll. Und die Idee steht dabei immer über der Einzelperson.

IV. How to handle the catastrophe

Ich habe lange darüber nachgedacht, ob ich überhaupt meine Erfahrungen in Form eines Essays festhalten und dem lab.Bode als Input zur Verfügung stellen sollte. Welchen Sinn hat es, wenn ich am Ende doch das mache, was diese Strukturen von mir verlangen? Werde ich jemals als Subjekt in einer Maschinerie angesehen, die darauf aufgebaut ist, mich und Menschen wie mich (seit Jahrhunderten) zu Objekten und Opfern zu machen, zum Gegenstand von „Untersuchung“, Selbst-Optimierung und eigener Job-Generierung? Ich glaube nicht. Und die Erfahrung im Bode-Museum und die darauffolgenden Erfahrungen mit lab.Bode haben mir gezeigt, dass ich mich erst mal von falschen Versprechungen weißer deutscher Institutionen und ihrer Mitarbeiter*innen hüten und schützen muss.

Aber wie Sara Ahmed und andere Women of Color, die in solchen Maschinerien gearbeitet und ihre Lehren gezogen haben, bin ich lieber eine (in diesem Fall) *diversity killjoy*, eine Diversitäts-Spaßverderberin, als mich durch die Hegemonie silenzen zu lassen. Ich denke, dass das Bode-Museum und das lab.Bode einen langen Weg gehen müssen, um aus diesen gewaltproduzierenden Fallstricken heraustreten zu können. Die Implementierung von Diversität kann sicherlich nicht durch das Weißhalten der

Institutionen passieren oder durch eine Ausstellung, in der nicht über die Ungleichheitsstrukturen und ihre Ursachen/Verursacher*innen nachgedacht wird.

Am Ende möchte ich noch mal betonen, dass ich meinen Essay auch so hätte gestalten können, dass ich über die wunderbaren und netten Begegnungen mit den Mitarbeiter*innen von lab.Bode hätte sprechen können, denen ich auf einer persönlichen Ebene freundschaftlich begegnen konnte. Aber ich habe gelernt, dass ich nicht mehr bereit bin, meine Wut und meine Ohnmacht für mich zu behalten, um freundlich und nett zu sein und dabei den Preis der Kollaboration mit gewaltvollen Orten allein zu zahlen. *Don't get over it, if you are not over it!*

Literaturverzeichnis

Crenshaw, Kimberle (1989): "Demarginalizing the Intersection of Race and Sex: A Black Feminist Critique of Antidiscrimination Doctrine, Feminist Theory and Antiracist Politics", University of Chicago Legal Forum: Vol. 1989 , Article 8.

Wachendorfer, Ursula (2006): "Weiß-Sein in Deutschland. Zur Unsichtbarkeit einer herrschenden Normalität", in: Susan Arndt (Hg.): Afrika-Bilder. Studien zu Rassismus in Deutschland, Münster: Unrast, S.57–66.